

Ans Eingemachte geht es hier zu Recht. Blümerie, Poesie und Kekse können allenfalls in Stimmung bringen, zum Beispiel für die harten Verhandlungen, die angesichts der absehbaren Post-Corona-Ebbe in den Haushalten anstehen. (Als bloße Vorbedingung fürs visionäre Denken hat Ulrike Seybold ihr Motto auch vorgestellt, um hier Missverständnisse zu vermeiden.) Aufwuchsforderungen und Ausbauphantasien wirken derzeit in der Tat utopisch – aber für die Freien Darstellenden Künste gilt in Umkehrung des Bonmots, dass zum Arzt gehen sollte, wer keine Visionen hat.

Zukünftig gut versichert?

Pragmatisch wirken, aber systemstürzend wären denn auch die Vorschläge, welche für die AG III.3 („Über das Zusammenspiel von Förder- und Sozialstaat: Kunst- oder Sozialförderung?“) Birgit Walkenhorst vom Landesverband professioneller freier Theater Rheinland-Pfalz im Resümee vorträgt. Gefordert wird unter anderem, die Normierung bestehender Sozialversicherungssysteme aufzulösen und Erwerbsformen jenseits von „immer angestellt“ und „immer selbständig“ abzubilden. Sowie Versicherungssysteme transnational zu synchronisieren beziehungsweise EU-weit anzuerkennen, was die Praxis künstlerischen Arbeitens, die nicht auf den Nationalstaat begrenzt ist, enorm erleichtern würde und es Künstler*innen ermöglichte, auf vielfältige(re)n Wegen zum Beispiel eine halbwegs angemessene Altersvorsorge zu bilden.

In kaum zwei Stunden leistet die Arbeitsgruppe „Kunst- oder Sozialförderung“ auch grundlegende Begriffsarbeit. „Arbeitslosigkeit“: Dieser Begriff komme aus der Angestelltenpraxis. Denn „arbeitslos“ – was bedeutet das für Soloselbständige? Ohne Beschäftigung, ohne Auftrag oder ohne Einkommen zu sein? So radikal in der AG III.3 die Grundlagen

des gängigen staatlichen Verständnisses von Arbeit hinterfragt werden, so solidarisch wird über Förderung nachgedacht. Flexibilisiert werden müsse die Verwendung von Fördergeldern, das Umwidmen vereinfacht, Gelder auch über die Projektlaufzeit hinaus einsetzbar sein, um die wenig nachhaltige Ausgabehektik zum Projektende zu vermeiden. Und warum nicht das Verschenken von Fördergeldern erlauben? Geld weiterreichen – welch wagemutiger Wunsch, welch großzügige Geste, gerade angesichts der auf Evaluation und Nachweise bedachten Förderpraxis. Kooperation statt Konkurrenz. Engagement statt Eigennutz.

Visionen statt Verwaltung

Die Abschlussfrage der AG III.3 jedenfalls müsste zum Motto auch von Kulturverwaltungen werden: „Wieso eigentlich stellen Förderinstrumente die Frage nach künstlerischer Innovation – und erwarten in der Umsetzung nur noch ökonomisch-quantitative Ergebnisse?“ In Anlehnung an Ulrike Seybolds Begriffspaare könnte man formulieren: Gerade weil wir vor so vielen Herausforderungen stehen, braucht es Visionen statt Verwaltung.

Visionär – Ein Blick auf die Förderarchitektur der Zukunft

Von Ulrike Seybold

Eine Krise ist der beste und der schlechteste Moment zugleich für visionäres Denken. Das, was immer da war, steht in Frage, das Fundament wackelt, Karten werden neu gemischt und Dinge, die vorher unmöglich schienen, sind auf einmal in der Welt.

Vieles, was für die Freien Darstellenden Künste in der Pandemie passiert, wurde schon vorher gedacht und gefordert. Aber die Krise brachte den Moment der Umsetzbarkeit mit sich. Es gab Stipendien, Prozessförderungen, Projektförderungen ohne

eine Art Booster für die Forderungen nach „mehr Zeit und mehr Raum“ gewirkt, die schon die Bundesforen 2017 und 2019 hervorgebracht hatten.

Diesem positiven Moment muss jedoch leider einiges entgegengestellt werden, denn eine Krise ist eben gleichzeitig auch ein denkbar schlechter Moment für Visionen. Viele sind müde und mürbe am Ende dieses zweiten Pandemie-Jahrs. Trotz aller Hilfen konnte nicht jede*r aus unseren Reihen vor Existenznöten geschützt werden, und auch diejenigen,



Eine kreative Reform der Förderung muss im engen Austausch geschehen und am künstlerischen Bedarf orientiert sein – betont Ulrike Seybold zum Abschluss der AG zur Weiterentwicklung der Förderstrukturen. – Foto: Dorothea Tuch

Eigenanteile, Bundesförderung ohne wesentliche Landesförderungen. Strukturbildungen, Vernetzungen und überregionaler Wissenstransfer rutschten in den Förderfokus. Die soziale Problematik vieler Solo-Selbständiger und Menschen mit hybriden Arbeitsformen entkam dem toten Winkel der Arbeits- und Sozialpolitik. Die Verbände der Freien Darstellenden Künste sind fast ausnahmslos gewachsen, spartenübergreifende Allianzen sind entstanden, der Austausch mit Politik und Verwaltung wurde vielerorts enger und das Publikum hat gespürt, wie schmerzhaft es ist, wenn die Kunst fehlt. So skizziert klingt es fast, als hätte Covid-19 wie

die die Hilfsprogramme verwalten, gerieten an die Grenzen des Machbaren.

Anpassungsfähigkeit hat Grenzen

Umplanen, neu planen, absagen, Hygienekonzept erstellen, Schutzverordnung exegieren, Schachbrettmuster, 2G, 3G, plus, plus Maske, ohne Maske, Abstand auch auf der Bühne, draußen, drinnen oder vielleicht doch einfach digital? Auch wenn Anpassungsfähigkeit und schnelle Reaktion sicher Pfunde sind, mit denen die Freien Darstellenden Künste am meisten wuchern können, gibt es Grenzen. Es ist

keine Flexibilität mehr, die da verlangt wird, sondern Hyperflexibilität. Und es gab jenseits des ersten Schockmoments keine Sekunde des Stillstands. Im Gegenteil: Das Tempo hat sich an vielen Stellen erhöht.

So überlebenswichtig und sinnvoll die Hilfs- und Förderprogramme in der Krise waren und sind, so sehr haben auch sie das Tempo beschleunigt. Denn das, was inhaltlich wunderbare Wege geht, blieb in der formalen Struktur meist immer noch das, was ein nachhaltiges und wirklich strukturbildendes Arbeiten in den Freien Darstellenden Künsten verhindert: eine kurzfristige Einzelprojektförderung, meist scharf begrenzt durch das jeweilige Haushaltsjahr.

Um diese Logik zu durchbrechen, braucht es mehr Zeit, mehr Raum, mehr Commitment und mehr Ressourcen. Hier sei anhand von vier Punkten skizziert, was dann entstehen könnte:

Förderarchitektur statt Förderdschungel. Förderarchitektur, also die Vorstellung eines geplanten und gut abgestimmten Ganzen, ist in sich schon ein ziemlich visionärer Begriff. Es ist zwar wichtig, dass etwas so buntem und heterogenem wie der Freien Szene eine multiperspektivische und breite Förderlandschaft entgegensteht – aber ein wenig mehr System ist wünschenswert. Viel zu oft passiert es, dass das, was ein Förderer will, beim anderen ein Ausschluss ist und Künstler*innen vor unüberbrückbaren Dilemmata stehen.

Verständnis statt Verwaltung. Es ist so trivial wie zentral: Am besten kommt man dann miteinander klar, wenn man sich kennt, wenn man von den Bedingungen und der Lebenswelt des jeweils anderen weiß. Gute Förderbedingungen brauchen gut ausgestattete Förderinstitutionen, in denen Menschen arbeiten, die Interesse an Kunst und Künstler*innen haben und Zeit zuzuhören. So könnte ein System etabliert werden, in dem sich Zuwendungsgeber*innen und Zuwendungsempfänger*innen nicht als gegenüberstehende Elemente begreifen, sondern als Förderpartner*innen mit dem gemeinsamen Ziel guter Kunst.

Kollaboration statt Konkurrenz. Eine Förderarchitektur, die limitierte Ressourcen hat, die, egal wie gut sie ausgestattet ist, immer auswählen muss und damit Ausschlüsse produziert, wird vermutlich stets Gefahr laufen, Konkurrenz zu stiften. Dennoch hat sie Möglichkeiten, durch ihre Bedingungen aktiv Kollaboration und Solidarität zu stiften und sich selber kollaborierend zu verhalten. Es sollte überall genügend Ressourcen geben, um strukturelle Ausschlüsse durch die eigene Institution aufzuspüren und zu überwinden.

Funken satt Funktion. Förderpolitik sollte Kunst nicht funktionalisieren. Kunst ist genau deshalb Kunst, weil sie keine mess- und benennbare Funktion haben muss. Sie darf sie aber natürlich haben und sie hat sie gerade in den Freien Darstellenden Künsten oft aus intrinsischem Motiv. Viele Künstler*innen wählen diesen Berufsweg gerade weil sie sich zu gesellschaftlichen Themen verhalten und Welt gestalten wollen. Diese Funken aufzugreifen und zu helfen, sie weiterzutragen, kann und sollte Aufgabe der Förderarchitektur sein.

Viele dieser genannten Punkte scheinen durchaus eine real greifbare Vision – wäre da nicht das Damoklesschwert, das über allem schwebt: Die Angst vor der Zeit nach den Krisenhilfen, davor, was passiert, wenn die Milliardenschulden eingespart werden müssen. Dieser Angst mutig zu begegnen und sie in ein starkes, gemeinsames und dauerhaftes Commitment zwischen Künstler*innen, Förderer*innen, Politik und Verwaltung und über die Blase der Kultur hinaus zu transferieren, ist deshalb das Fundament jeder Vision, an der alle an ihrer Stelle und mit ihren Möglichkeiten mitbauen sollten.

Was hilft?

Das Bundesforum endet mit einem Blick in die Zukunft – und wappnet die Teilnehmenden für die anstehenden politischen Verhandlungen

Von Georg Kasch

Wo jemand allen anderen „Nur Mut!“ zuruft, da scheint es einiges an Ängsten zu geben. „Nur Mut!“ waren die Schlussworte von Wolfgang Schneider, Vorstandsvorsitzender des Fonds Darstellende Künste, beim Bundesforum 2021. Sie erinnerten daran, dass die Liste der in den letzten drei Tagen erarbeiteten Aufgaben lang ist: das Fördersystem reformieren, soziale Bedingungen verbessern, Diversität und

von 2019 zurückfallen oder gar schrumpfen, weiß zu diesem Zeitpunkt niemand. Cerstin Gerecht vom Kulturministerium Brandenburg nicht, die betont: „Wir sind noch nicht durch mit der Pandemie.“ Martin Eifler nicht, Referatsleiter im Hause der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der immerhin betont, dass man sich um 2022 keine Sorgen machen müsse. Olaf Zimmermann, oberster



Wagen die Antizipation der Zukunft zum Abschluss des Bundesforum 2021 - (v.r.): Martin Eifler (BKM), Amelie Deuffhard (Bündnis internationaler Produktionshäuser), Holger Bergmann (Fonds), Helge-Björn Meyer (BFDK), Olaf Zimmermann (Deutscher Kulturrat), Cerstin Gerecht (MWFK Brandenburg), Peter Grabowski (Moderation). - Foto: Dorothea Tuch

Interdisziplinarität vorantreiben, prozessorientiertes statt projektorientiertes Arbeiten ermöglichen, ländliche Räume in den Fokus bekommen...

„Wir sind noch nicht durch mit der Pandemie.“

Zugleich ist überhaupt noch nicht klar, wie groß in Zukunft die Spielräume sein werden, vor allem die finanziellen. Insofern kann Mut nur helfen. Die Bundestagswahl ist die große unbekannte Größe auch in der finalen Diskussionsrunde „Antizipation der Zukunft“. Ob die durch Corona ausgereichten Extrasummen des Bundes bleiben, auf den Stand

Kulturlobbyist des Landes, warnt: „Wenn die Politik sagt, dass die Pandemie zu Ende ist, sind auch die Hilfsprogramme am Ende.“

Worüber in der Politik geredet wird

Was hilft? Miteinander reden. Dafür gibt's jetzt – dank der vielen Krisengespräche – etablierte Kanäle zwischen Bund, Ländern, Kommunen und Verbänden. Da brauche man gar nicht das ganz große Format, wie Cerstin Gerecht findet. Und worüber wird geredet? Zum Beispiel über soziale Absicherung